



IRIS JOHANSEN KNOCHENFUNDE



Weltbild

Ein geheimnisvoller Schädelfund in den Sümpfen Louisianas soll untersucht werden. Nur eine forensische Schädelkonstrukteurin kommt dafür in Frage: Eve Duncan. Schweren Herzens nimmt sie den Auftrag an, doch schon bald sieht sie sich hineingezogen in eine verbrecherische Intrige von globalem Ausmaß...

»Ein Bestseller-Phänomen!« New York Times

»Ein unglaublicher Plot, schnelle Dialoge und filmreife Szenenwechsel – ein Thriller der Extraklasse.« Publishers Weekly

Eve-Duncan-Reihe

1. Das verlorene Gesicht
2. Im Profil des Todes
3. Komm dunkle Nacht
4. Knochenfunde
5. Der Mädchensammler
6. Bei null bist du tot
7. Netz des Todes
8. Die Knochenleserin
9. Blutspiele

Iris Johansen

Knochenfunde

Thriller

Weltbild

Die Autorin

Iris Johansen schafft mit ihrem Psychothriller immer wieder den Sprung auf die obersten Plätze der Bestsellerlisten der USA und wurde für ihre Bücher mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt in der Nähe von Atlanta, Georgia.

Die amerikanische Originalausgabe von Knochenfunde erschien unter dem Titel Body of Lies.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Johansen Publishing LLLP.

Published by Arrangement with IJ DEVELOPMENT, Inc.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ulstein Buchverlage GmbH, München. Erschienen im List Verlag

Übersetzung: Norbert Möllemann und Charlotte Breuer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-592-6

Eins

Sarah Bayou, Louisiana

1.05 Uhr

4. Oktober

Das Flachboot glitt langsam durch den Sumpf.

Zu langsam, dachte Jules Hebert angespannt. Er hatte sich entschieden, statt eines Motorboots ein Flachboot zu nehmen, weil es zu dieser nächtlichen Stunde weniger auffällig war. Aber er hatte nicht damit gerechnet, dass er die Nerven verlieren würde.

Ruhig bleiben. Die Kirche lag gleich vor ihnen.

»Es wird alles gut gehen, Jules«, raunte Etienne, während er weiterruderte. »Du machst dir zu viele Gedanken.«

Und mein Bruder Etienne macht sich zu wenig Gedanken, dachte Jules verzweifelt. Schon als sie Kinder waren, war Jules immer der Ernste gewesen, derjenige, der die Verantwortung übernahm, während Etienne mit beneidenswerter Sorglosigkeit durchs Leben ging. »Hast du dafür gesorgt, dass die Männer uns an der Kirche erwarten?«

»Klar.«

»Und du hast ihnen nichts erzählt?«

»Nur dass sie für ihre Arbeit gut bezahlt werden. Und das Motorboot, mit dem sie herkommen sollen, habe ich zur vereinbarten Stelle gebracht.«

»Gut.«

»Es wird alles glatt laufen.« Etienne lächelte. »Ich versprech's dir, Jules. Hab ich dich schon mal enttäuscht?«

Jedenfalls nicht absichtlich. Dafür liebten die Brüder sich zu sehr. »War nicht so gemeint, kleiner Bruder. Wollte mich nur vergewissern.« Jules hielt den Atem an, als sie um die Biegung kamen und er die alte, steinerne Kirche sah, die vor ihnen im fahlen Mondlicht auftrug. Sie war seit zehn Jahren verwaist, und es roch nach Feuchtigkeit und Verfall. Jules' Blick wanderte zu den wenigen, verstreut liegenden Plantagenhäusern auf beiden Seiten des Sumpfes.

Niemand zu sehen. Kein Lebenszeichen.

»Ich hab's dir ja gesagt«, meinte Etienne. »Das Glück ist auf unserer Seite. Wie sollte es auch anders sein? Das Glück ist immer mit den Gerechten.«

Jules hatte die Erfahrung zwar etwas anderes gelehrt, aber er wollte sich nicht mit seinem Bruder streiten. Nicht heute Nacht.

Als sie anlegten, sprang Jules auf den Steg, und die vier Männer, die Etienne angeheuert hatte, stiegen ins Boot.

»Seht euch vor«, sagte Jules. »Lasst ihn um Himmels willen nicht fallen.«

»Ich helfe ihnen.« Etienne sprang auf. »Gott, ist der schwer.« Er stemmte seine kräftige Schulter unter die Last. »Bei drei.«

Vorsichtig hoben sie den riesigen schwarzen Sarg auf den Steg.

Sarg.

Eve Duncan fuhr aus dem Schlaf. Ihr Herz raste.

»Was ist los?«, fragte Joe Quinn schläfrig. »Stimmt was nicht?«

»Alles in Ordnung.« Eve schwang ihre Beine aus dem Bett. »Nur ein schlechter Traum.

Ich hole mir ein Glas Wasser.« Sie ging ins Badezimmer. »Schlaf ruhig weiter.«

Herrgott, sie zitterte ja regelrecht. Wie konnte sie sich nur so anstellen? Sie klatschte sich kaltes Wasser ins Gesicht, trank einen Schluck und ging zurück ins Schlafzimmer.

Die Lampe auf ihrem Nachttisch brannte, und Joe saß aufrecht im Bett. »Ich hab dir doch gesagt, du sollst weiterschlafen.«

»Ich will nicht schlafen. Komm her.«

Sie legte sich in seine Arme und kuschelte sich an ihn. Sicherheit. Liebe. Joe. »Möchtest du mit mir schlafen?«

»Keine schlechte Idee. Vielleicht später. Jetzt will ich erst mal von deinem Alptraum hören.«

»Jeder träumt mal schlecht, Joe. Das ist normal, es passiert jedem mal.«

»Aber du hast schon lange nicht mehr schlecht geträumt. Ich dachte, deine Alpträume hätten aufgehört.« Er drückte sie fester an sich. »Ich möchte, dass sie aufhören.«

Das wusste sie, und sie wusste auch, dass er alles tat, um ihr die Sicherheit und Geborgenheit zu geben, die ihren Alpträumen ein Ende setzen würden. Aber Joe müsste eigentlich wissen, dass sie nie ganz verschwinden würden. »Gib einfach Ruhe und schlaf.«

»Hatte der Traum mit Bonnie zu tun?«

»Nein.« Eve spürte, wie sich ihr schlechtes Gewissen regte. Irgendwann würde sie ihm sagen müssen, warum die Träume von Bonnie sie nicht mehr ängstigten. Aber noch nicht. Obwohl sie jetzt seit einem Jahr zusammenlebten, brachte sie es noch nicht fertig. Irgendwann.

»War es der neue Schädel? Du arbeitest so hart daran. Vielleicht überforderst du dich?«

»Ich bin fast fertig. Es ist Carmelita Sanchez, Joe. In ein paar Tagen bin ich so weit, dann kann ich die Eltern informieren.« Dann wäre der Fall abgeschlossen, und vielleicht konnten sie dann ihren Frieden finden. »Und du weißt doch, dass meine Arbeit mich immer sehr befriedigt. Sie verursacht bestimmt keine Alpträume.« Nur Trauer und Mitleid und den leidenschaftlichen Wunsch, die Verlorenen nach Hause zu holen. »Hör auf, in mich zu dringen. Nicht alle Alpträume haben eine psychologische Bedeutung. Das war bloß ein verrückter, unzusammenhängender ... Wahrscheinlich hab ich was gegessen, das mir nicht bekommen ist. Janes Pizza war ein bisschen mächtig –«

»Worum ging es in dem Traum?«

Joe wollte einfach nicht aufgeben. Er würde auf dem Thema herumreiten, bis er alles wusste. »Es ging um einen Sarg, okay? Ich ging auf den Sarg zu, und das hat mir Angst gemacht.«

»Wer war in dem Sarg?« Er überlegte. »Ich? Jane?«

»Hör auf, eine Bedeutung hineinzulegen. Der Sarg war verschlossen.«

»Und warum hat er dir Angst gemacht?«

»Es war nur ein Traum. Herrgott noch mal, ich habe täglich mit Toten zu tun. Es ist völlig normal, dass ich ab und zu makabre –«

»Warum hattest du Angst?«

»Lass es gut sein. Der Traum ist vorbei.« Sie zog ihn an sich und küsste ihn. »Hör auf, den Beschützer zu spielen. Die einzige Therapie, die ich im Moment von dir will, ist rein körperlicher Art.«

Er verstummte, sträubte sich. Dann entspannte er sich und legte sich auf sie. »Wenn du darauf bestehst, dann werde ich wohl ein Gentleman sein müssen und mich von dir verführen lassen.«

Eve war überrascht. Sie wusste, wie stur Joe sein konnte. Sie lächelte und kraulte ihm zärtlich das Haar. »Da hast du verdammt Recht.«

»Über den Sarg reden wir dann später ...«

Der Sarg stand an seinem vorgesehenen Platz auf dem Altar der Kirche.

Jules bückte sich, um nachzusehen, ob der Sockel unter dem Altar stabil genug war, um das Gewicht des extra verstärkten, luftdicht verschlossenen Sargs zu tragen. Er hatte ihn nach eigenen Angaben anfertigen lassen, und man hatte ihm versichert, dass es keine Probleme geben würde, aber er trug die Verantwortung, und er wollte auf keinen Fall riskieren, dass irgendetwas schief ging. Nichts durfte den kostbaren Inhalt des Sargs beschädigen.

»Ich hab sie bezahlt. Sie sind weg«, sagte Etienne, der in der Tür stand. Er kam auf Jules zu, den Blick auf den Sarg gerichtet. »Er sieht so seltsam aus, wie er da steht ... Wir haben's geschafft, nicht wahr?«

Jules nickte. »Ja, wir haben's geschafft.«

Etienne schwieg einen Augenblick. »Du warst sauer auf mich, aber jetzt verstehst du alles, nicht wahr?«

»Ja, ich verstehe es.«

»Gut. Jetzt haben wir das Ding hier. Wir haben es zusammen geschafft.« Etienne legte liebevoll einen Arm um Jules' Schultern. »Das gibt mir ein gutes Gefühl. Dir auch?«

»Nein.« Jules schloss die Augen, um den Schmerz zu unterdrücken. »Kein gutes Gefühl.«

»Weil du dir zu viele Gedanken machst. Aber das ist jetzt vorbei.«

»Nicht ganz.« Jules öffnete die Augen. Sie waren voller Tränen. »Habe ich dir jemals gesagt, wie sehr ich dich liebe, was für ein guter Bruder du mir immer gewesen bist?«

Etienne lachte. »Wenn du das getan hättest, hätte ich angefangen, mir Gedanken zu machen. Du bist nicht der Typ, der viele Worte –« Seine Augen weiteten sich, als er die Pistole in der Hand seines Bruders erblickte. »Was hast du –«

Jules schoss ihm mitten ins Herz.

Ein Ausdruck der Fassungslosigkeit gefror auf Etiennes Gesicht, als er zu Boden stürzte.

Auch Jules konnte es nicht fassen. Großer Gott, mach diesen Augenblick ungeschehen.

Nein, lieber nicht, denn er würde es wieder tun müssen.

Jules sank neben Etienne auf die Knie und nahm ihn in die Arme. Tränen liefen ihm über die Wangen, während er ihn sanft wiegte. Kleiner Bruder. Kleiner Bruder ...

Kontrolle. Bevor er sich der Trauer hingeben konnte, musste er noch eine Sache erledigen. Das Motorboot, mit dem die Männer auf dem Rückweg waren, musste inzwischen den Sumpf verlassen und die breiteste Stelle des Flusses erreicht haben.

Er suchte in seiner Hosentasche nach dem Schalter und drückte auf den roten Knopf. Er konnte die Explosion nicht hören, aber er wusste, dass sie stattgefunden hatte. Die Sprengladung hatte er eigenhändig angebracht, und er machte nie Fehler. Es würde keine Überlebenden geben und auch keine Beweise.

Es war erledigt.

Jules schaute Etienne an und schob ihm zärtlich die Haare aus der Stirn. Schlaf, kleiner Bruder. Er hoffte inständig, dass Etienne seinen Frieden gefunden hatte. Zum Glück war es zu dunkel in der Kirche, um das Entsetzen in Etiennes Gesicht zu sehen.

Nein, die Kirche war gar nicht so dunkel. Es war der große, dunkle Sarg, der seinen Schatten über Jules und Etienne warf.

Der seinen Schatten über die ganze Welt warf.

»Nein, Senator Melton«, sagte Eve bestimmt. »Ich bin nicht interessiert. Ich habe so viel Arbeit, dass ich bis zum Ende des Jahres beschäftigt sein werde. Ich möchte mir nicht noch mehr aufhalsen.«

»Es wäre uns eine enorme Hilfe, wenn Sie Ihre Meinung ändern könnten. Die Situation ist äußerst heikel, und wir brauchen Ihre Hilfe.« Der Senator zögerte. »Und als Bürgerin dieses Landes ist es Ihre patriotische Pflicht –«

»Kommen Sie mir nicht mit so einem Blödsinn«, fiel Eve ihm ins Wort. »Jedes Mal, wenn irgendein Bürokrat vorrangig behandelt werden will, zückt er diese Trumpfkarte. Sie haben mir noch nicht mal gesagt, worum es überhaupt geht bei diesem Auftrag. Ich weiß nur, dass ich mein Heim und meine Familie verlassen und nach Baton Rouge fahren müsste. Ich kann mir keinen Auftrag vorstellen, der wichtig genug wäre, mich dazu zu bewegen.«

»Ich sagte Ihnen ja bereits, die Situation ist sehr heikel und streng geheim, und ich bin nicht befugt, mit Ihnen darüber zu diskutieren, solange Sie sich nicht bereit erklärt haben –«

»Suchen Sie sich jemand anderen. Ich bin nicht die einzige Gesichtsrekonstrukteurin auf der Welt.«

»Aber Sie sind die Beste.«

»Bloß weil die Presse so viel Wirbel um mich macht, bedeutet das noch lange nicht, dass –«

»Sie sind die Beste. Falsche Bescheidenheit passt nicht zu Ihnen.«

»Meinetwegen, ich bin verdammt gut.« Sie holte tief Luft. »Aber ich stehe nicht zur Verfügung. Holen Sie sich Dupree oder McGilvan.« Sie legte auf.

Joe blickte von seinem Buch auf. »Melton schon wieder?«

»Der ist wirklich hartnäckig. Gott bewahre mich vor Politikern.« Eve trat an den Sockel und glättete den Ton über dem Schädel. »Die sind so was von großkotzig.«

»Melton steht im Ruf, ein ziemlich nüchterner Typ zu sein. Auf jeden Fall ist er sehr beliebt. Es heißt, die Demokraten wollen ihn zum Präsidentschaftskandidaten nominieren.«

»Ich traue keinem Politiker. Die stecken doch in Washington alle unter einer Decke und kratzen sich gegenseitig den Rücken.«

»Klingt ziemlich widerlich.« Joe musterte sie. »Aber du interessierst dich für die Sache. Man sieht es dir regelrecht an.«

»Ich bin halt neugierig, na und? Offenbar weiß Melton, wie er es anstellen muss, Neugier zu wecken«, sagte sie, ohne ihren Blick von ihrer Skulptur abzuwenden. »Er hat mir überhaupt keine Informationen gegeben, nur an meine patriotische Pflicht appelliert. Schwachsinn.«

»Mehr hat er nicht gesagt?«

»Er meinte, wir würden darüber diskutieren, sobald ich den Auftrag annehme.« Sie

glättete den Bereich unterhalb der Augenhöhlen. »Ich wüsste mal gern, um wen es sich ihrer Meinung nach handelt ...«

Eine Zeit lang schaute Joe ihr schweigend zu. »Louisiana im Oktober ist gar nicht schlecht. Wir könnten einen Ausflug nach New Orleans machen. Ich hab noch ein bisschen Urlaub übrig, und Jane würde es vielleicht auch gefallen.«

»Du bist nicht zu der Party eingeladen.« Sie verzog das Gesicht. »Streng geheimer Auftrag.«

»Dann soll er uns den Buckel runterrutschen.« Er überlegte. »Kann es sein, dass du ein bisschen gereizt bist? Ich habe mich doch noch nie in deine Arbeit eingemischt. Und falls du versucht bist, den Auftrag anzunehmen, ich glaube, wir beide könnten es schon ein paar Wochen ohne dich aushalten.«

»Warum sollte ich in Versuchung sein?« Sie wischte sich die Hände an einem Tuch ab und trat ans Fenster. Der See schimmerte blau in der warmen Herbstsonne, und am Ufer spielte Jane mit ihrem neuen Welpen, den Eves Freundin Sarah Patrick ihr geschenkt hatte. Sie warf einen Stock, und Toby rannte los, um ihn zu holen. Die beiden wirkten so lebhaft und gesund und glücklich.

Was sollte es auch für einen Grund geben, hier und jetzt nicht glücklich zu sein?

»Eve?«

Sie schaute über die Schulter zu Joe, ihrem Beschützer, ihrem besten Freund, ihrem Geliebten. Er war der ruhende Pol in ihrem Leben, und jede Minute mit ihm und mit Jane war kostbar. Sie lächelte ihn an. »Nein, verdammt, ich bin nicht in Versuchung. Melton kann mich mal.«

»Sie hat abgelehnt«, sagte Melton, als Jules Hebert ans Telefon ging. »Sie meinte, ich solle mir Dupree holen.«

»Ich will Dupree nicht«, erwiderte Hebert. »Wir brauchen Eve Duncan. Das hab ich Ihnen von Anfang an gesagt. Es muss Duncan sein.«

»Sieht so aus, als müssten Sie sich mit Dupree zufrieden geben. Er hat einen guten Ruf.«

Hebert holte tief Luft. Er hatte sich auf wissenschaftlichen Websites Beispiele von Eve Duncans Arbeit angesehen und sie mit der anderer führender Gesichtsrekonstrukteure verglichen. Es war, als würde man ein Meisterwerk von da Vinci mit Höhlenmalerei vergleichen. Er konnte seinen Schädel keinem Neandertaler anvertrauen. Die Sache war viel zu wichtig. Melton und den anderen war sie auch wichtig, aber das interessierte Jules nicht. Jetzt nicht mehr. Melton hatte einen sicheren Job in einer sicheren Welt. Er saß in seinem warmen Büro und brauchte nur mit dem kleinen Finger zu schnippen, um Männer wie Hebert in Bewegung zu setzen und sich von ihnen die Kohlen aus dem Feuer holen zu lassen. »Sie haben mir gesagt, ich soll Beweise liefern. Geben Sie mir Eve Duncan, und Sie bekommen Ihren Beweis.«

»Es war Ihr Fehler, und jetzt sehen Sie gefälligst zu, wie Sie das wieder in Ordnung bringen.«

Jules' Hand umklammerte den Hörer. »Wenn es darauf ankommt, gibt es immer eine Möglichkeit zu kriegen, was man will. Wo ist das Problem?«

»Ich schätze, sie geht so sehr in ihrer Familienidylle auf, dass sie außer ihrem Häuschen in Georgia nichts mehr interessiert. Aber was soll man von einer Frau schon anderes erwarten?«

»Hüten Sie sich, Frauen zu unterschätzen. Ich kenne einige, denen ich lieber aus dem Weg gehe, anstatt mich mit ihnen anzulegen. Duncan ist offenbar sehr willensstark. Haben Sie es so versucht, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe?«

»Ja, sie schien sogar interessiert, aber es hat nicht gereicht, um sie zu einer Zusage zu bewegen.«

»Dann haben wir noch nicht auf den richtigen Knopf gedrückt. Es muss eine Möglichkeit geben. Erzählen Sie mir von ihr.«

»Sie wissen doch, welches Ansehen sie genießt, sonst würden Sie nicht so hartnäckig darauf bestehen, dass sie den Auftrag übernimmt.«

Jules betrachtete die Zeitung mit dem Bild von Eve Duncan, das ihn veranlasst hatte, Melton anzurufen. Das Foto zeigte eine Frau von Anfang dreißig mit einem selbstbewussten, intelligenten, von braunen Locken eingerahmten Gesicht. Sie trug eine Nickelbrille und strahlte eine ungewöhnliche Mischung aus Mut und Sensibilität aus. »Ich bin über ihre professionellen Fähigkeiten im Bilde, aber ich muss mehr über ihren Hintergrund wissen. Ich muss wissen, wie ich an sie herankommen kann.«

»Sie wurde unehelich geboren und ist bei ihrer crack-süchtigen Mutter in den Slums von Atlanta aufgewachsen. Später wurde die Mutter von ihrer Drogensucht geheilt, und seitdem haben die beiden ein enges Verhältnis zueinander. Eve bekam mit sechzehn eine Tochter namens Bonnie. Danach ist sie wieder zur Schule und anschließend an die Uni gegangen. Sie war mitten im Studium, als ihre siebenjährige Tochter von einem Verrückten ermordet wurde, der schon elf weitere Kinder auf dem Gewissen hatte. Die Leiche wurde nie gefunden, was Duncan dazu veranlasste, Gesichtsrekonstrukteurin zu werden. Sie hat ihren Abschluss an der Georgia State University gemacht und sich zu einer der Besten auf ihrem Gebiet entwickelt. Sie arbeitet freiberuflich und für mehrere Polizeidirektionen im ganzen Land.«

»Und ihr Privatleben?«

»Sie lebt mit Joe Quinn zusammen, einem Detective bei der Polizei von Atlanta. Sie sind befreundet, seit ihre Tochter vor über zwölf Jahren ermordet wurde, aber sie leben erst seit etwa zwei Jahren zusammen. Vor kurzem hat sie ein zwölfjähriges Mädchen adoptiert, Jane MacGuire, die, genau wie Duncan, auf der Straße aufgewachsen ist. Die drei wohnen in einem Haus am See, in der Nähe von Atlanta. Duncans Tochter Bonnie ist auf ihrem Grundstück begraben.«

»Sie sagten doch, die Leiche wurde nie gefunden.«

»Doch, letztes Jahr. Es waren neue Informationen aufgetaucht, und man fand das Skelett im Chattahoochee National Forest. DNS-Tests ergaben, dass es sich um Bonnie Duncan handelte.«

Und Eve Duncan hat ihren Frieden gefunden, dachte Hebert. Er wusste, was es bedeutete, wenn ein Fall abgeschlossen war. Er konnte sich gut vorstellen, in welcher düsteren Welt Eve all die Jahre gelebt hatte.

»Sonst noch was?«, fragte Melton. »Ich kann Ihnen alle Einzelheiten liefern, falls Sie sie

brauchen.«

Eiskalt und ungerührt. Jules war sich sicher, dass Melton die Einzelheiten ebenso kühl und lässig von sich geben würde, wie er ihm Eve Duncans Geschichte erzählt hatte.

»Nicht nötig.«

Diese Sache konnte er Melton nicht überlassen. Mit Eve Duncans Schwächen musste er sich persönlich befassen.

Sie geht so sehr in ihrer Familienidylle auf, dass sie außer ihrem Häuschen in Georgia nichts mehr interessiert.

Sie hatte einen Mann und ein Kind, und ihr eigen Fleisch und Blut war auf ihrem Grundstück begraben. Wahrscheinlich war sie sehr glücklich. Warum auch nicht? Sie hatte sich ihren Frieden verdient.

Um also zu bekommen, was er wollte, musste er diesen Frieden zerstören. Und er wusste, dass er es tun würde, so wie er alles tat, was getan werden musste. Er würde alles stehen und liegen lassen und zum Flughafen fahren. Er musste sie dazu bringen, sofort von Atlanta aufzubrechen.

Aber eins musste er vor seiner Abreise noch erledigen.

»Ich fahre nach Atlanta.«

»Gut, dass Sie aktiv werden. Ich rate Ihnen, das Problem so bald wie möglich zu lösen. Vergessen Sie nicht, Ihnen bleibt nicht mehr viel Zeit, um den Schlamassel in Ordnung zu bringen. Boca Raton ist für den neunundzwanzigsten Oktober angesetzt.«

»Daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern. Ich werde beides in die Hand nehmen.«

»Wir haben Ihnen lange Zeit vertraut, aber die Leute vom Cabal sind ziemlich verstimmt seit diesem Patzer mit Etienne.«

Vor allem war Melton sauer. Wahrscheinlich fürchtete er, er würde der Nächste sein. Feiger Hund.

»Ich musste ihn erschießen. Es war Notwehr.«

»Ach ja?« Melton atmete aus. »Ich gebe zu, ich habe mich schon gefragt, ob Sie ein doppeltes Spiel treiben.«

»Sie haben keinen Grund, mich dessen zu verdächtigen.«

»Na, dann sorgen Sie mal dafür, dass Ihr Fehler kein Nachspiel hat.«

»Deswegen fahre ich nach Atlanta. Ich werde eine Lösung finden.«

»Das würde ich Ihnen auch raten.« Melton legte auf.

Melton hatte die Drohung nur indirekt ausgesprochen, doch sie war unmissverständlich. Jules schluckte seine Wut hinunter und versuchte, sich zu beruhigen. Es war das erste Mal seit Jahren, dass irgendeiner der Cabal-Leute auch nur die leiseste Kritik an ihm geäußert hatte. Er hatte ihnen stets treu gedient. Hätte er es also nicht verdient, dass sie ihm vertrauten?

Tja, was Etienne anging, hatten sie ihm auch vertraut, und diese Geschichte musste er wieder gutmachen.

Boca Raton.

Das würde in Ordnung gehen. Jules hatte alles vorbereitet, und sein Plan entwickelte sich zu seiner Zufriedenheit. Er konnte die Sache vorerst auf sich beruhen lassen und sich auf Duncan konzentrieren.

Eve Duncan. Hebert lehnte sich zurück und schloss die Augen. Er würde bald aufbrechen, aber ein paar Minuten konnte er sich noch Zeit lassen. Man sollte meinen, nach all den Jahren wäre er abgebrüht, aber das war weit gefehlt. Nicht, wenn es um Unschuldige ging.

Reiß dich zusammen, ermahnte er sich. Er hatte Etienne getötet. Im Vergleich dazu würde alles andere ein Kinderspiel sein.

Joe Quinn, Jane MacGuire. Und hatte Melton nicht auch von Eve Duncans Mutter gesprochen?

Wer von den dreien würde dran glauben müssen?

»Sieh ihn dir an.« Jane strahlte vor Stolz, als sie ihren Welpen anschaute. »Ich glaub, er ist noch schlauer als sein Vater Monty, meinst du nicht?«

»Na ja ... er ist wirklich geschickt. Aber sich vom Bauch auf den Rücken zu drehen ist nicht ganz dasselbe wie nach einem Erdbeben Menschenleben zu retten.« Lächelnd verstaute Eve Carmelitas rekonstruierten Schädel in einer Kiste. »Da muss er noch eine ganze Menge lernen.«

»Er ist ja auch erst vier Monate alt. Ich muss ihn trainieren.« Jane schnippte mit den Fingern, und der Hund sprang auf die Beine. »Vielleicht sollte ich nach Kalifornien fahren und mir von Sarah dabei helfen lassen. Ich wette, sie könnte ihm ganz schnell alles beibringen, was er braucht. Sie hat es mir angeboten, als sie mir Toby geschenkt hat.«

Vorausgesetzt, Sarah hatte Zeit, sich darum zu kümmern, dachte Eve wehmütig. Neben ihrer Aufgabe, mit ihren Rettungshunden zu Einsatzorten auf der ganzen Welt zu reisen, versuchte Sarah, mit ihrer Ehe zurechtzukommen und ihre beiden Hunde, den Golden Retriever Monty und dessen Gefährtin Maggie, bei Laune zu halten. Ein ruhiges Leben zu führen, war nicht so einfach, wenn man es mit einer ungezähmten Wölfin wie Maggie zu tun hatte. »Das ist vielleicht gar keine schlechte Idee. Wir werden sie fragen, wann sie Zeit hat«, sagte Eve, während sie die Kiste adressierte. »Aber nicht vor den Herbstferien.«

»Ich könnte den Stoff nachholen. Ich bin den anderen sowieso voraus.«

Und zwar nicht nur, was ihre schulischen Leistungen anging. Aufgrund ihrer Geschichte hatte sie ihren Altersgenossen sowohl an Erfahrung als auch in Bezug auf ihre charakterliche Entwicklung eine Menge voraus. Eve freute sich über Janes Begeisterung für den Welpen. Das Mädchen war lange genug um die Freuden der Kindheit betrogen worden. »Mal sehen. Darüber reden wir später.«

»Gehst du gleich zu Federal Express? Können Toby und ich mitkommen?«

»Klar. Aber erst muss ich noch ein paar frische Blumen auf Bonnies Grab stellen. Ich bin diese Woche noch gar nicht bei ihr gewesen.«

»Ein paar von den Chrysanthenen, die neben dem Haus stehen? Ich hole sie für dich. Toby und ich kommen mit. Er braucht ein bisschen Bewegung.«

»Wie bitte? Er macht doch nichts anderes als den lieben langen Tag herumzutoben.«

»Aber bergauf zu laufen ist was anderes. Das ist gutes Training und kräftigt die Lunge.« Jane lief nach draußen. »Bis gleich.«

Lächelnd schüttelte Eve den Kopf, als sie auf die Veranda trat. Die beiden würden

lange vor ihr beim Grab eintreffen, und sie konnte nur hoffen, dass Toby die Blumen nicht ruinierte, die Jane in die Vase stellte.

Nicht dass das eine große Rolle spielte. Es waren nur Blumen. Und Bonnie hätte es gefallen zu sehen, wie der Welpen sich freudig auf die Blüten stürzte und sie genüsslich zerfetzte. Sie machte sich auf den Weg, der am See entlang führte.

Zu ihrer Überraschung verhielt Toby sich vergleichsweise ruhig. Er lag neben dem Grab auf dem Rücken und ließ sich von Jane den Bauch kraulen. »Ich hab dir ja gesagt, bergauf laufen ist was anderes«, sagte Jane. »Jetzt ist er müde. Ich muss dafür sorgen, dass er mehr Kondition bekommt.« Sie drehte sich um und begann, Unkraut vom Grab zu zupfen. »Um diese Jahreszeit macht es nicht viel Arbeit. Ich war vor drei Tagen hier, und da war kaum ein Unkraut zu sehen.«

»Du bist hier gewesen?«

»Ja, ich weiß doch, wie wichtig dir das hier ist, wie sehr du Bonnie liebst.« Jane richtete die Blumen in der Vase. »So. Eigentlich wollte ich das Ahornlaub wegharken, aber dann fand ich die rote Farbe so hübsch. Es sieht aus wie eine warme Decke.«

»Ja, das stimmt.« Eve betrachtete die Herbstblätter. Eine Decke für Bonnie. Das klang nach zu Hause und nach Schutz vor Gefahr. Nach allem, was sie sich für ihre Tochter gewünscht hatte.

»Ist das in Ordnung?«, fragte Jane.

»Es ist wunderschön.« Eve schluckte. »Habe ich dir in letzter Zeit schon mal gesagt, wie sehr ich dich liebe, Jane?«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen.« Ohne Eve anzusehen, sprang Jane auf.

»Wahrscheinlich denkst du dauernd, du würdest mir was vorenthalten oder so was. Du brauchst mich nicht genauso sehr zu lieben wie Bonnie. Das erwarte ich nicht.«

»Aber ich liebe dich ebenso sehr wie Bonnie ... nur auf andere Weise.«

»Alles klar. Wir treffen uns am Auto. Vielleicht können wir uns ein Video ausleihen, wenn wir schon mal in der Stadt sind, jetzt wo du mit Carmelita fertig bist. Joe sagt, er möchte sich gern diesen neuen Science-Fiction-Streifen ansehen.« Sie lief los, dicht gefolgt von Toby.

Es gab immer noch ein paar Probleme, aber sie waren schon weit gekommen. Ihre Beziehung war stark, und Eve zweifelte nicht daran, dass sie nach und nach alle Probleme lösen würden.

Zeit, sich auf den Weg zu machen. Sie schaute auf das Grab hinunter. »Auf Wiedersehen, Bonnie«, flüsterte sie. Dann drehte sie sich um und machte sich auf den Rückweg.

Plötzlich lief ihr ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Sie fuhr herum und schaute den Hügel hinauf. »Bonnie?«

Nichts. Kein Laut. Kein Rascheln in den Bäumen ...

Und dennoch, da war doch ... irgendetwas?

Einbildung. Wahrscheinlich war sie einfach überarbeitet. Bonnie machte ihr nie Angst ...

»Eve!« Jane winkte ihr von weitem zu. »Toby hat ein Eichhörnchen auf einen Baum gescheucht. Oder vielleicht ist es auch ein Waschbär. Komm her und sieh es dir an.«

Eve eilte den Hügel hinunter. »Ich komme.«

Zwei

Das Kind könnte der Schlüssel sein.

Jules Hebert zog sich ins Gebüsch zurück, als Eve sich vom Grab entfernte. Ihr Gesichtsausdruck hatte ihm alles gesagt. Sie war eine Mutter, und sie strahlte die Liebe, die Aufopferungsbereitschaft und die Zärtlichkeit aus, die allen Müttern eigen war. Der Tod eines Kindes konnte eine Mutter fast zu allem motivieren.

Jane MacGuire?

Die Vorstellung drehte ihm den Magen um. Kinder zu töten lag ihm nicht. Er blieb stehen und lehnte sich am Fuß des Hügels an eine Birke. Er konnte es tun. Er konnte alles tun, was er tun musste. Er hatte es bewiesen.

Aber vielleicht war es ja gar nicht nötig. Er musste einen klaren Kopf bekommen und nachdenken. Musste er es wirklich tun? Würde es ihn überhaupt zum Ziel führen? Die Situation war kritisch, aber wäre es nicht besser, nach anderen Möglichkeiten zu suchen? Jeder hatte Geheimnisse. Angenommen, er suchte und forschte so lange, bis er alles über das Leben dieser Leute wusste. Darin war er schon immer gut gewesen. Möglicherweise würde er irgendwann auf etwas stoßen, das ihm nützlich sein konnte ...

Das würde allerdings dauern.

Nicht, wenn er sich mit aller verfügbaren Energie in die Aufgabe stürzte. Er bewunderte Eve Duncan. Mit ihrer Kraft und ihrer Intelligenz erinnerte sie ihn an seine Mutter. Ein paar Tage würde er noch warten können.

Boca Raton.

Drei Tage. Sich mehr Zeit zu lassen, wäre verantwortungslos. Er würde sich drei Tage Zeit lassen, um eine andere Lösung zu finden.

Dann würde er das Mädchen töten müssen.

»Ich muss mit dir reden.« Janes Stimme klang unsicher. »Hast du einen Augenblick Zeit, Eve?«

»Nein, ich habe jetzt keine Zeit, um –« Als Eve von ihrer Arbeit an dem Schädel aufblickte, sah sie, dass Jane ganz blass war. »Was ist los? Ist Toby etwas passiert?«

»Nein, Toby geht es gut.« Jane leckte sich die Lippen. »Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Erst wollte ich mit Joe darüber sprechen, aber eigentlich geht es dich an ... Ich hab versucht, es wegzumachen, aber es ging nicht. Andererseits wollte ich nicht, dass du hingehst und es entdeckst – ich musste es dir einfach sagen.«

»Wovon redest du, Jane?«

»Komm mit.« Jane ging auf die Tür zu. »Du musst es dir ansehen.«

»Was denn?«

»Bonnie ...«

»Was –«

Aber Jane war bereits die Verandastufen hinuntergesprungen und rannte den Weg entlang.

»Jane!«

Eve lief ihr nach, doch sie holte Jane erst ein, als sie oben auf dem Hügel war. »Warum

—«

Dann sah sie es.

»Ich wusste nicht, was ich tun sollte«, sagte Jane mit zitternder Stimme. »Ich hab versucht, es wegzumachen.«

Der ganze Grabstein war mit Blut beschmiert.

Eve erschauerte. »Was hast du – Was ist hier passiert?«

»Ich weiß es nicht. Als ich heute hierher gekommen bin, um Unkraut zu jäten, war es schon so. Nein, nicht so. Ich hab es noch schlimmer gemacht. Tut mir Leid, Eve.«

»Blut.«

»Nein, ich glaube nicht. Anfangs hab ich das auch gedacht ... Aber es ist Farbe oder so was.« Sie trat auf Eve zu. »Es lässt sich nicht abwaschen.«

»Farbe?«

Jane nickte. »Jemand hat ein großen rotes X über die ganze Grabinschrift geschmiert.« Sie nahm Eves Hand. »Warum tut dir jemand so was an?«

Eve konnte sich nicht vorstellen, wer so etwas Entsetzliches tun würde. Sie fühlte sich ... verwundet. »Ich weiß es nicht.« Sie konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. »Vielleicht irgendein Jugendlicher, der sich einen Spaß daraus macht, Gräber zu schänden.« Aber nicht Bonnies Grab. Nicht ihre Bonnie.»Etwas anderes fällt mir nicht ein.«

»Den kriege ich«, sagte Jane wütend. »Vielleicht kommt er ja noch mal zurück. Ich warte hier, und wenn er auftaucht, dann kann er was erleben.«

Eve schüttelte den Kopf. »Das würde alles nur noch schlimmer machen.« Sie wandte sich ab. »Komm, lass uns zurückgehen. Vielleicht finden wir was, womit wir den Grabstein reinigen können.«

Jane folgte ihr. »Wir werden es Joe sagen, sobald er nach Hause kommt. Der kriegt ihn bestimmt.«

»Erst, wenn wir den Grabstein gesäubert haben.«

»Hast du Angst, er könnte so wütend werden, dass er dem Grabschänder was antut? Das hätte der doch verdient. Ich werde Joe helfen.«

Gott, sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte, dachte Eve. Sie wusste, dass Joe ebenso heftig reagieren würde wie Jane, und sie war zu erschüttert, um den Friedensengel zu spielen. Außerdem hatte sie keine Lust, ein Friedensengel zu sein. Allmählich verwandelte sich ihr Entsetzen in Wut. Am liebsten würde sie diesem Verrückten den Hals umdrehen. Kein gutes Vorbild für Jane. Und Joe war ein ehemaliger SEAL und für ihn wäre es ein Klacks, jemandem den Hals umzudrehen. »Geh in den Schuppen und sieh nach, ob du was findest. Vielleicht ist noch ein bisschen Terpentin übrig vom letzten Jahr, als wir die Veranda gestrichen haben.«

»Probleme?«

George Capel drehte sich unwirsch nach dem Mann in dem blauen Saturn um, der neben ihm am Straßenrand gehalten hatte. Was für eine blöde Frage, wo er sich gerade über die offene Motorhaube seines Mercedes beugte. »Nicht, wenn Sie Autoschlosser sind.«

»Tut mir Leid. Ich verkaufe Computer.« Der Mann in dem Saturn verzog das Gesicht. »Und ich bin auch schon oft genug liegen geblieben. Ich weiß noch, wie ich einmal in Macon mitten in der Nacht –« Er unterbrach sich. »Aber das interessiert Sie bestimmt nicht. Soll ich Ihnen vielleicht Starthilfe geben?«

»Ein Versuch kann nicht schaden.« Capel warf einen Blick auf den eleganten blauen Anzug des Mannes. »Seien Sie lieber vorsichtig. Ich hab mir schon das Hemd mit Öl beschmiert.«

Der Mann lächelte. »Ich bin immer vorsichtig.«

Zehn Minuten später stieß Capel eine Reihe von Flüchen aus, weil sein Motor immer noch nicht ansprang. »Scheißkiste. Verdammt, das ist ein Mercedes. Haben Sie eine Ahnung, was der mich gekostet hat?«

»Eine Menge. Neu?«

»Ein Jahr alt.«

»Tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte. Vielleicht sollten Sie einen Abschleppwagen rufen.«

»Wenn mein Wagen nicht anspringt, ist mein Autotelefon ebenfalls tot. Haben Sie vielleicht ein Handy?«

Der Mann lächelte. »Anscheinend haben Sie Probleme mit der Technik. Es gibt ein Buch von Stephen King, in dem irgendwelche Maschinen durchdrehen. Ich hab es mir als Hörbuch zu Gemüte geführt, als ich mal durch Iowa gefahren bin.«

Capel hatte Mühe, die Fassung zu wahren. »Haben Sie ein Handy?«, wiederholte er.

»Klar, aber es steckt im Ladegerät in meinem Motelzimmer. Ich bin nur auf der Suche nach einem Restaurant, um zu Abend zu essen.« Er wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch ab. »Aber ich bringe Sie gern zur nächsten Tankstelle. Ich kenne mich hier in der Gegend nicht aus. Wissen Sie, wo es eine gibt?«

»In etwa zwei Kilometern kommt eine Texaco-Tankstelle.« Capel zögerte und betrachtete seinen Mercedes.

»Der wird schon nicht von alleine wegfahren.«

»Garantiert nicht. Scheißkarre.« Capel ging um den Saturn herum und stieg auf den Beifahrersitz. »Fahren Sie los. Das hat mir gerade noch gefehlt. Ich hab früh Feierabend gemacht, weil ich Tickets für das Basketballspiel heute Abend habe. Und dann muss mir so was passieren. Verdammt, ich hasse Pannen. Je eher wir das hinter uns bringen, umso besser.«

»Ganz meine Meinung. Ich hasse Unannehmlichkeiten.« Jules Hebert setzte sich ans Steuer. »Bringen wir es hinter uns.«

Joe wandte sich vom Grab ab. »Wir werden einen neuen Stein aufstellen.«

»Ich habe doch fast die ganze Farbe weggemacht.«

»Aber jedes Mal, wenn du ihn siehst, wirst du dich daran erinnern. Wir besorgen einen neuen Grabstein. Ich werde mich darum kümmern, wenn ich morgen zur Arbeit fahre.« Er schaute sie an. »Hast du in den letzten Tagen hier irgendjemanden gesehen?«

Eve schüttelte den Kopf.

»Keine Sorge, es wird nicht wieder passieren.«

»Das ist ein großes Grundstück. Es ist schwer zu verhindern, dass sich jemand hier rumtreibt.«

»Es wird nicht wieder passieren«, wiederholte Joe. »Geh ins Haus, ich werde mich mal ein bisschen umsehen.«

Sie sah ihn misstrauisch an.

»Hey, ich bin ein Bulle. Das ist mein Job.«

Aber so wie er vor ihr stand, war er kein Bulle. Joe fühlte sich als ihr Beschützer, und in diesem Zustand der Wut konnte er todbringend sein. »Ich möchte nicht, dass du deinen Job auf die Spitze treibst. Das war Vandalismus.«

»Es hat dir wehgetan«, erwiderte Joe knapp. »Das lasse ich nicht zu. Nie wieder.«

»Und ich lasse nicht zu, dass du einen Jugendlichen tötest, der sich bloß einen Spaß machen wollte.«

Joe schwieg einen Moment. »Wenn es ein Jugendlicher war, wird er mit einer Lektion davonkommen, die er nicht so bald vergisst. Einverstanden?«

»Nein.« Aber mehr Zugeständnisse würde er ihr nicht machen. Allmählich wünschte Eve sich, sie würden nie herausfinden, wer das getan hatte. »Wegen Grabschändung kannst du nicht die Spurensicherung hierher bestellen.«

»Ich komme auch allein ganz gut zurecht.« Joe wandte sich ab. »Geh zurück ins Haus. Jane braucht dich. Sie ist ziemlich aufgewühlt.«

»Jetzt nicht mehr. Sie will dasselbe wie du. Sie hat gesagt, sie würde ›ihn kriegen‹.«

»Gut. Kluges Mädchen. Aber sie braucht sich nicht darum zu kümmern.«

Verzweifelt schaute Eve Joe nach, als er im Gebüsch verschwand. Sein Jagdinstinkt war geweckt, und es gab nichts, was sie dagegen unternehmen konnte.

Sie drehte sich um und ging den Hügel hinunter.

Joe entdeckte die Fußspuren ohne langes Suchen.

Keine Sportschuhe und auch keine Stiefel, wie sie die meisten Jugendlichen in der Gegend trugen. Ganz normale Schuhe. Größe acht oder neun, und der Abdruck war nicht besonders tief, was bedeutete, dass der Träger nicht sehr groß und schwer war.

Und er hatte nicht versucht, seine Spuren zu verwischen. Das war dumm genug, um zu einem Jugendlichen zu passen. Joe folgte den Spuren den Hügel hinunter.

Reifenspuren.

Allmählich wurde es dunkel. Joe schaltete seine Taschenlampe an, kniete sich auf den Boden und betrachtete die Spuren. Mit Reifen kannte er sich nicht gut genug aus, um sie zu identifizieren. Er würde einen Gipsabdruck davon machen und sie am nächsten Morgen auf dem Revier mit den dort im Computer verfügbaren Mustern vergleichen.

Das gefiel ihm alles überhaupt nicht. Seine Hand umklammerte die Taschenlampe, als er an das Grab dachte und an Eves Gesichtsausdruck, während sie ihm von der Schändung erzählte.

Er würde diesen Hundesohn erwischen.

Heberts Telefon klingelte, als er wieder in seinen Wagen stieg.

»Ich habe nichts von Ihnen gehört«, sagte Melton. »Muss ich Sie daran erinnern, dass

die Zeit drängt?«

»Nein.«

»Die Situation könnte eskalieren. Haben Sie sich überlegt, ob Sie Dupree anheuern wollen?«

»Vergessen Sie Dupree.« Jules lehnte sich erschöpft zurück. »Den werden wir nicht brauchen.«

»Warum nicht?«

»Es sieht gut aus. Ich möchte, dass Sie noch einen Tag warten. Dann rufen Sie Eve Duncan an und machen ihr noch mal dasselbe Angebot.«

»Sie hat sich ziemlich klar ausgedrückt.«

»Versuchen Sie's.«

»Wie Sie wünschen. Gut, dass alles so glatt läuft.« Melton legte auf.

An dieser Sache war überhaupt nichts gut außer dem Endergebnis, dachte Jules. Er hatte eine grässliche Nacht hinter sich. Mit dem Mann hatte er mehr Mühe gehabt als erwartet, und Folter war stets schlimmer als ein sauberer Mord. Als er die Stopptaste drückte, fiel ihm auf, dass das Telefon mit Blut beschmiert war. Er betrachtete seine Hände. Auch an ihnen klebte Blut.

Mit einem Taschentuch wischte er sich zuerst die Hände ab, dann säuberte er das Telefon. Er warf einen Blick auf das Blatt Papier, das auf dem Beifahrersitz lag. Gut. Kein Blut auf dem Papier. Er wollte keine Spuren hinterlassen.

Durch das Fenster betrachtete er den Graben, der wenige Meter neben der Straße verlief. Das Wasser würde alle Spuren wegwaschen, die er womöglich hinterlassen hatte.

Er wünschte, er könnte seine Gedanken und seine Seele ebenso leicht reinwaschen.

»Ich hab den Mann von Federal Express draußen getroffen.« Jane legte ihre Schulbücher auf dem Wohnzimmertisch ab und warf den FedEx-Brief auf Eves Schreibtisch.

»Von wem ist er?«

»Keine Ahnung. Ohne Absender. Wo ist Toby?«

»Draußen am See. Er hat heute Morgen ein paar Enten gescheucht.«

»Tja, das ist das Retrieverblut in ihm.«

»Aber als eine wütende Ente ihn in die Nase beißen wollte, hat er Reißaus genommen.« Eve grinste. »Ein echter Retriever.«

»Der arme Toby.« Jane lief zur Tür. »Das hat ihn bestimmt in seinem Stolz gekränkt. Ich muss ihn sofort trösten.«

»Ach, das hat er längst vergessen. Eine Stunde später hab ich gesehen, wie er einen Schmetterling gejagt hat. Vielleicht hat er sich gesagt, der ist nicht ganz so gefährlich.«

Jane lachte. »Ein bisschen mehr Respekt, wenn ich bitten darf.« Sie lief aus dem Haus und sprang die Stufen hinunter. »Toby!«

Immer noch lächelnd nahm Eve den Brief und riss ihn auf. Toby war ein Geschenk des Himmels. Er lenkte Jane völlig von dem Schrecken vor zwei Tagen ab. Sie wünschte nur, Joe würde sich ebenso ablenken lassen von –

O Gott.